

Meine Schwestern und Brüder im Herrn,

wenn wir das heutige Evangelium von der Feinesliebe angesichts der weltpolitischen Lage und einem drohenden Krieg lesen, dann könnten wir in zwei Weisen reagieren:

- Entweder sagen wir: der Jesus hat doch nicht alle Tassen im Schrank, wenn er so grenzenlose Feindesliebe fordert. Wenn er fordert, dass man auch noch die andere Wange hinhalten soll, wenn man schon auf die eine Wange geschlagen wurde. Oder wenn man auch noch das Hemd geben soll, wenn einem schon der Mantel geklaut wurde.
- Oder wir sagen: der Mensch hat nicht alle Tassen im Schrank, wenn er einem anderen den Mantel klaut, einem ins Gesicht schlägt, ein Einzelner zum Feind eines anderen wird oder Völker sich gegenseitig als Feinde betrachten und entsprechend miteinander umgehen.

Was würden Sie sagen?

Vielleicht gibt es ja noch eine dritte Möglichkeit auf die Zumutung dieses Evangeliums zu reagieren.

Der polnischstämmige Philosoph Zygmund Baumann. beschreibt unsere Gesellschaft als eine Gesellschaft, die keine Utopie mehr hat. Utopie ist die Vorstellung von einer Zukunft, die noch nicht ist. Wir – so Baumann – seien Jäger, die das jagdbare Wild verfolgen bis die Fläche abgejagt ist. Und wir hinterlassen dabei eine leblose Wüste – der Kapitalismus, der nur auf den Gewinn Einzelner oder von Nationen aus ist, ist dafür das beste Beispiel – Klimawandel, Ressourcen für nachkommende Generationen, nachhaltiger Umgang mit der Schöpfung sind da völlig egal.

Der Gärtner hingegen hat eine Utopie. Er sät und wartet auf das, was sich da entwickeln wird bis die Zeit der Ernte gekommen ist. Er hegt und pflegt – auch wenn er dabei keinen unmittelbaren Nutzen hat.

Meine Schwestern und Brüder,

die beiden Weltkriege des letzten Jahrhunderts haben uns Europäer gelehrt nach einer gemeinsamen Utopie zu suchen und wir schienen sie gefunden zu haben. Aus der EWG, der europäischen Wirtschaftsgemeinschaft war in der Vergangenheit mehr geworden als eine bloße Wirtschaftsgemeinschaft. Fast schon war eine Familie mit verschiedenen Sprachen und Nationen daraus geworden. Jetzt scheint das zu zerbröseln – Brexit, Polen, Ungarn – nur um die Krisenkinder zu nennen.

Mir scheint es so, dass eine Gesellschaft oder eine Menschheit, denen es an einer Utopie fehlt, sich auch nicht weiterentwickeln kann. Im Gegenteil sie scheint sich zurück zu entwickeln und in überholt geglaubte Verhaltensmuster zurück zu fallen. Auch in der Entwicklungspsychologie ist das beim Einzelnen als auch bei Kollektiven zu beobachten. Z.B. in unserer Kirche.

Als ich 1979 mit dem Theologiestudium begann, da waren wir voller Aufbruchstimmung in der Folge des 2. Vatikanischen Konzils. Davon ist heute nichts

mehr zu spüren. Im Gegenteil – in den letzten 30 Jahren sind wir als Kirche kräftigst regrediert nach dem Motto *„Aufwärts Kameraden, es geht zurück“*.

Ja – Utopien können Angst machen – eben weil sie Veränderung bedeuten. Und die will keiner von uns, weil der Mensch ein Gewohnheitstier ist.

Genau darum verstört uns – gerade in der aktuellen Situation – dieser Kern der „Feldrede“ Jesu. Die verlangt nämlich Umdenken und Veränderung in jeder Hinsicht mit persönlichen Konsequenzen, die nicht angenehm sind.

Übrigens: sprachlich sind die Einleitungsworte Jesu: *„Euch aber, die ihr mir zuhört, sage ich“* alles andere als eine Floskel, sondern dahinter steckt der Anspruch eines „Feldherrn“ bei einer „Feldrede“.

Und dann kommt die Utopie. *„Ihr aber sollt eure Feinde lieben und sollt Gutes tun und leihen, auch wo ihr nichts dafür erhoffen könnt. Dann wird euer Lohn groß sein und ihr werdet Söhne des Höchsten sein; denn auch er ist gütig gegen die Undankbaren und Bösen. Seid barmherzig, wie es auch euer Vater ist!“*

Meine Schwestern und Brüder,

da geht es keineswegs darum, dass ich mich verarschen und misshandeln lasse, sondern da geht es darum, dass an mir und an uns für andere etwas über das Wesen Gottes deutlich werden kann. Die Zumutung dieser Utopie Jesu ist nicht die des ungerechten Leidens, sondern die, dass wir dazu berufen sind der Liebe, der Barmherzigkeit und der Gerechtigkeit Gottes ein Gesicht zu geben.

Und genau da ärgert es mich ganz gewaltig, dass wir als Kirche so sehr mit uns selbst und unseren Ängsten vor Veränderung beschäftigt sind, dass wir die Menschen dieser Welt mit ihren Sorgen und Nöten aus dem Blick verlieren.

Meine Schwestern und Brüder,

ja, diese Feldrede Jesu ist - jedenfalls was den Menschen angeht - eine Utopie. Damit läßt sich keine Weltpolitik machen. Andererseits ist diese Utopie in der Hingabe Jesus Christi bis zum Tod am Kreuz und in seiner Auferstehung schon Wirklichkeit geworden. Das will der Evangelist Lukas zeigen.

Und etliche Kapitel später (Lk 22, 24-27) schreibt der Evangelist der jungen Kirche ins Stammbuch, dass sie selbst dafür ein Bild sein soll. Als die Jünger darum stritten, wer von ihnen der Größte sei, bekommen sie von Jesus zu hören: *„Ihr wisst, dass die Herrscher ihre Völker unterdrücken und die Großen ihre Vollmacht gegen sie gebrauchen. Bei euch soll es nicht so sein, sondern wer bei euch groß sein will, der soll euer Diener sein, und wer bei euch der Erste sein will, soll euer Sklave sein“* (Mt 20, 25-27). (Für die Bibelfesten: ich habe hier die Parallelstelle aus dem Matthäusevangelium genommen, weil die sprachlich etwas deutlicher ist.)

Meine Schwestern und Brüder,

damit die Menschen Geschmack an dieser Utopie gewinnen können, reicht es nicht dass der Papst den Titel „Diener der Diener Gottes“ trägt, das restliche Kirchensystem aber genau so funktioniert wie weltliche Herrschaften. Ja, was da jetzt an Kirchenkritik los ist, das hilft uns sicherlich beim Aufräumen und kann sogar unsere eigentliche Botschaft zu neuem Glanz bringen.

Am besten aber fangen wir mit dem Aufräumen bei uns selbst an:

Es fällt uns nicht schwer, Herr,  
dich um Frieden zu bitten  
für alle Völker der Erde;  
um Regen für trockenes Land,  
um Reis und Fisch für alle.

Es fällt uns nicht schwer,  
für Freiheit einzustehen, gegen Gewalt,  
für das Recht auf Heimat und Menschenwürde.

Es fällt uns schwer, Herr,  
im Frieden zu leben mit unserem Nachbarn,  
das erste Wort zu sagen nach langem Streit;  
die Wohnung oder das Haus zu teilen  
mit dem Heimatlosen;  
dem Bittenden zu leihen,  
zum zweiten oder dritten Mal zu geben,  
Schuld zu erlassen,  
Beleidigung zu vergessen ...

Handle an uns nicht nach unseren Sünden,  
vergilt uns nicht nach unserer Schuld. Amen.